

Der Arbeiter

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 8

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareillezeile
80 Pf., Kellamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 586. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Revolte gegen das Reichsgericht

Dictatur-Verschöörung gegen den Untersuchungsrichter

Die Verhandlung vor dem Straffenat des Reichsgerichts wegen des Hochverrats der Reichswehroffiziere wächst sich nachgerade zu einem öffentlichen Skandal aus. Nicht nur, daß die Mehrzahl der als Zeugen vernommenen Offiziere unter Eid offen bekunden, sie wären mit der nationalsozialistischen Gesinnung der Angeklagten durchaus

Der Weg zur Hitler-Regierung.

Das Zentrum zwischen rechts und links.

Das Tauziehen in der Mitte geht weiter. Die „Germania“ wendet sich sehr ärgerlich gegen die Wirtschaftspartei, die mit ihren Beschlüssen dem Zentrum jede Wiederannäherung an die Sozialdemokratie unmöglich machen will:

Entscheidend für die politische Auffassung der Wirtschaftspartei ist der Satz, „sie werde sich an keiner Regierung, weder aktio noch passiv, beteiligen, auf welche die Sozialdemokratie direkten oder indirekten Einfluß nehme“. Damit ist eingetreten, was wir erwartet haben: die Mehrheitsbildung auf dem Wege einer Großen Koalition wird verbaut. Denn ohne die Wirtschaftspartei hat dieses Gebilde keine Mehrheit. Der Beschluß der Wirtschaftspartei ist negativ. Sie sagt nur, was sie nicht will. Was will sie denn in politischer Richtung? Die Parteien, die sich schon heute festlegen, und die nicht einmal das Regierungsprogramm abwarten, sollen uns doch endlich einmal sagen, wie sie sich die Zukunft eigentlich denken. Uns scheint, daß die Gedanken derer, die unter keinen Umständen mit der Sozialdemokratie gehen wollen, nicht schwer zu erraten sind. Sie wollen eben unter allen Umständen mit den Nationalsozialisten gehen.

Können Volkspartei und Wirtschaftspartei ein Regieren mit den Sozialdemokraten verhindern, weil es ohne sie keine Mehrheit gibt, so kann das Zentrum ebensogut ein Regieren mit den Nationalsozialisten verhindern, denn ohne das Zentrum gibt es keine Mehrheit nach rechts.

Bis jetzt hat kein Zentrumspolitiker die Möglichkeit angedeutet, daß es zur Bildung einer parlamentarischen Regierung von Goebbels bis Brüning kommen könnte. Das schließt natürlich nicht aus, daß solche Gedanken in der Stille erwogen werden.

Laus und offen hat sich bisher nur ein dem Zentrum nahestehernder Politiker für eine Hitler-Regierung ausgesprochen, und das ist der ehemalige Bundeskanzler und kommende Außenminister Österreichs, Prälat Seipel. Er hat in Kopenhagen einem Vertreter von „Aktionabel“ folgendes auseinandergesetzt:

Außerdem meine ich, daß die alten Parteien in Deutschland jetzt versuchen sollten, wirklich zu beweisen, daß sie demokratisch sind und sich vor dem Volkswillen beugen. Es ist unbedenklich zu sagen, daß man nicht mit einer Partei zusammenarbeiten sollte, die durch die Wahlen gewonnen hat. Ebenjowenig glaube ich, daß eine Partei, die über 100 Mandate gewonnen hat, weiter als eine antiparlamentarische Partei bezeichnet werden kann. Es sollte deshalb für andere Parteien möglich sein, mit ihr zusammenzugehen, damit auch die Nationalsozialisten das Mögliche vom Unmöglichen unterscheiden lernen. Ich

empfinde es als ein gutes Zeichen, daß seitens der Nationalsozialisten gesagt worden ist, daß sie keinen Einfluß auf die Außenpolitik ausüben wollen, sondern nur auf die Innenpolitik.

Herr Seipel, der, als er dem Zentrum diese guten Ratschläge gab, über die Sachlage offenbar nur sehr notdürftig unterrichtet war, ist ja bekannt als Apostel jener „echten“ oder „gesunden“ Demokratie, die sich auch durch die Lupe nur sehr schwer von Heimweh, Diktatur und Faschismus unterscheiden läßt. Er ist ein Spezialist in der Kunst, mit demokratisch klingenden Gründen die Demokratie umzubringen. Sein Auftreten ist symptomatisch von hoher Bedeutung.

Wenn das Zentrum verzeipelt, wird Deutschland sehr bald verhillert sein!

Rechtskoalition ist logisch.

Paris, 27. September. (Eigenbericht.)

Die bevorstehenden Verhandlungen des Reichsanklers Brüning mit den Parteien werden in Paris mit großer Spannung erwartet, zumal am Freitag hier schon infolge einer Falschmeldung das Gerücht verbreitet war, daß Brüning sich mit Hitler geeinigt habe.

Gewiß müsse Brüning, so erklärt heute der „Petit Parisien“, allein schon aus tatsächlichen Gründen mit den Nationalsozialisten in Verhandlungen eintreten, damit diese nicht behaupten könnten, sie seien trotz ihrer Fraktionsstärke nicht gefragt worden. Außerdem läge eine Rechtskoalition in der Logik der Dinge, und ein Experiment einer Hitler-Regierung würde sicherlich das deutsche Volk mit Geschwindigkeit vom faschistischen Wahnsinn heilen.

Curtius bleibt, Henderson fährt.

Genf, 27. September.

Reichsaußenminister Dr. Curtius wird nicht, wie ursprünglich vorgesehen, am Sonnabend nach Baden reisen, sondern bis zur Beendigung der Völkerbundsoberamtung in Genf bleiben.

Der britische Außenminister Henderson ist heute abend abgereist, um rechtzeitig zu der letzten Vorbereitung der Reichskonferenz in London einzutreffen. Henderson hatte im Laufe des Nachmittags mit dem deutschen Außenminister Dr. Curtius eine Unterredung, in der von aktuellen Völkerbundstragen, u. a. auch die Frage der Reorganisation des Völkerbundsekretariats besprochen wurde.

Aus dem Inhalt:

Mussolini vor dem Brüsseler Gericht . . .	Seite 2
Die Not der Städte	Seite 3
Besuch beim Heiratsvermittler	Seite 3
Zörgiebels Brief an Berliner Jungen	Seite 4
Gemeinschaftsempfang im Radio	Seite 5
Besuch bei Geldverleihern	Seite 5
Astronomische Technik	Seite 7
Training auf der Avus	Seite 8

einverstanden und diese nationalsozialistische revolutionäre Stimmung sei die der Mehrzahl sämtlicher Reichswehroffiziere, es hat sich jetzt auch noch so etwas wie eine Offiziersverschöörung gegen den beauftragten Untersuchungsrichter des Reichsgerichts herausgestellt.

Schon die gestrige Verhandlung zeigte eine Einheitsfront zwischen Verteidigern, Angeklagten und einer Reihe von Reichswehrzeugen gegen den Landgerichtsdirektor Braune, der auftragsgemäß die Untersuchung zu führen und die Verhaftung der Beschuldigten vorzunehmen hatte. Heute war im Reichsgericht sogar das Gerücht verbreitet, die drei Verteidiger hätten gegen den Landgerichtsdirektor eine Strafanzeige wegen Meineides erstattet. Das wurde zwar von den Verteidigern dementiert, aber es wurde zugegeben, daß ein „sehr jugendlicher Zeuge“, also augenscheinlich einer der vernommenen Offiziere, sich an die Anwälte mit der Anregung gewandt hätte, diese Anzeige zu erstatten!

Schon diese Tatsache beleuchtet die Atmosphäre, in der im Reichsgerichtssaal gegenwärtig noch „Recht gesucht“ wird. Erst auf Veranlassung des Reichsanwalts konnte der Untersuchungsrichter heute noch einmal eine Erklärung über seine Vernehmungsmethoden abgeben, nachdem vorher eine halbe Stunde lang hinter verschlossenen Türen mit dem Senat darüber verhandelt wurde.

Die Szene im Straffenat.

Der Untersuchungsrichter Braune sagte bei seiner Vernehmung: Ich möchte hier noch einmal ergänzend auf meine bisherigen Aussagen eingehen, und ich erkläre ausdrücklich, daß das, was ich heute sage, auf meinen Zeugeneid geht. Man hat mir hier im Saal vorgeworfen, daß ich den Zeugen bestimmte Worte in den Mund gelegt, daß ich ihnen gewissermaßen den Begriff von der nationalsozialistischen Zellenbildung aufoktroiert habe. Ich erkläre auf das bestimmteste, daß ich niemandem eine Aussage in den Mund gelegt habe. Für mich war der Rahmen dieser Untersuchung gegeben durch das Verfahren der Reichsanwaltschaft. Außerdem hatte mir der Angeklagte Rudin gleich bei seiner ersten Vernehmung erklärt, er habe Verbindung mit der Nationalsozialistischen Partei aufgenommen, er habe sich verpflichtet, für diese zu arbeiten, und er habe Führung genommen mit einer Anzahl Kameraden, um für die Partei zu werben. Ich habe eine Reihe von Offizieren als Zeugen danach fragen müssen, ob sie für die Nationalsozialistische Partei geworben werden sollten. Ich habe meiner bestimmten Erinnerung nach das Wort von der Zellenbildung in der Reichswehr nicht zuerst geäußert. Wenn hier die Zeugen das Gegenteil behaupten, so verweigern sie das entweder oder sie haben damals dieses Wort aus der Presse entnommen, die ja lange Zeit ausführlich sich mit dem ganzen Fall beschäftigt hat.

Reichsanwalt: Der Herr Untersuchungsrichter mußte ja nach Lage der Dinge annehmen, daß hier eine nationalsozialistische

Justizminister gegen Justiz.

Bredt verhinderte Zweigert gegen Hitler auszusagen.

Der „Sozialdemokratische Pressedienst“ schreibt:

Als der 4. Straffenat des Reichsgerichts dieser Tage die Ungechlichkeit beging, Hitler ohne jede innere Berechtigung als Zeugen zu laden, betrachteten gewisse Stellen der Reichsregierung aus allgemeinen politischen Gründen auch die Entsendung eines Vertreters der Reichsregierung für unbedingt erforderlich. Man war sich insbesondere im Reichsinnenministerium klar darüber, daß Hitler sich in Leipzig in die Reichsregierung „hineinschwürde“, alle Schandtat der Vergangenheit und frühere Äußerungen über illegale Absichten ableugnen würde. Es war demgegenüber die unbedingte Pflicht der Reichsregierung, in Leipzig auf die Verantwortung des Herrn Hitler, seine bisherigen Bestrebungen und das über die illegalen Absichten seiner Bewegung vorliegende Material hinweisen zu lassen. Also entschied man sich im Reichswehrministerium zu der Entsendung des Staatssekretärs Dr. Zweigert und machte den Mitgliedern der Regierung wegen der eventuellen politischen Auswirkung seiner Erklärungen vor dem Leipziger Gericht entsprechende Mitteilung. Bredt, der Justizminister des Reiches, protestierte gegen die Reise Zweigerts nach Leipzig, drohte mit seinem Rücktritt und gab sich schließlich mit der Entsendung nur unter der Voraussetzung zufrieden, daß Zweigert über bestimmte Erklärungen nicht hinausgehe. Mit gebundener Marschroute trat Zweigert dann keine Reise an.

Man stelle sich vor: Das Reichsinnenministerium ist im Besitz bestimmter Materialien über illegale Absichten Hitlers. Es fühlt sich aus politischen und verfassungsrechtlichen Gründen verpflichtet, in Leipzig Hitler in die Schranken

zu weisen und seinen Erklärungen gegenüber bestimmtes Material bekanntgeben zu lassen. Noch ehe es soweit ist, fällt ihm der Hüter unserer Justiz, Herr Bredt, in den Arm und tritt an die Seite Hitlers in der bewussten Absicht, die von der Wirtschaftspartei erstrebte Ehe mit Herrn Hitler nicht irgendwie beeinträchtigen zu lassen!

Montanschiedspruch in Oberschlesien.

Lohn- und Arbeitszeitschiedspruch für die oberschlesischen Hütten.

Gleiwitz, 27. September.

Unter Vorsitz des Schlichters für Schlesien, Oberpräsident Philipp, wurden gestern Schlichtungsverhandlungen im Tarifstreit zwischen dem Arbeitgeberverband für die oberschlesische Montanindustrie und den Gewerkschaften über ein neues Lohn- und Arbeitszeitalbkommen für die oberschlesischen Eisenhütten geführt. Nach ergebnislosen Vorverhandlungen wurde eine Schlichtungskammer gebildet, die gegen Abend einen Schiedspruch fällte, wonach die bisherigen Abkommen im wesentlichen bis Ende September 1931 verlängert werden.

Botschafter Dr. Sthamer verabschiedete sich nach zehnjähriger Botschaftertätigkeit in London von dem Deutschen Verein Londons.

Der katalanische Unabhängigkeitsführer Oberst Macina, der einst mit einer Handvoll Freiwilligen von Perpignan aus zum Kampf gegen Primo de Rivera aufbrach, ist aus seinem Brüsseler Exil heimlich nach Barcelona zurückgekehrt. Er wurde bald entdeckt und verhaftet. Nach einer kurzen Vernehmung wurde er im Automobil nach einer bisher unbekannt gebliebenen Bestimmung weitergeschafft.

Jellenbildung vorgenommen werden sollte. Ihm war selbstverständlich dieser Begriff geläufig durch die Kommunistenprozesse, die inzwischen bereits stattgefunden hatten...

Bors.: Herr Reichsanwalt, Ihre Worte stellen bereits ein Plädoyer dar. Ich muß Sie bitten, nur Fragen an den Zeugen zu richten.

Landgerichtsdirektor Braune: Nach meiner festen Erinnerung habe ich bei allen Vernehmungen nur danach gefragt, ob die Zeugen Verbindung mit den Nationalsozialisten aufgenommen haben oder nicht.

Es hat sich hier auch ein Zeuge beschwert, daß er bei seiner Aussage wie ein Verbrecher behandelt worden sei. Leutnant Bergmann, der davon sprach, daß er sich wie ein Verbrecher behandelt gefühlt habe, ist während der Voruntersuchung zu mir ins Hotel an meinen Tisch gekommen und hat sich mit mir über Verschiedenes unterhalten. Das tut man nicht, wenn man sich von einem anderen Menschen tödlich beleidigt fühlt.

Bors.: Herr Leutnant Bergmann, ist das richtig? Sind Sie im Hotel an den Tisch des Untersuchungsrichters gekommen? Zeuge: Ja wohl. Bors.: Wie kommt es dann, daß Sie sich mit dem Untersuchungsrichter an einen Tisch setzen und unterhalten, wenn er Sie angeblich wie einen Verbrecher behandelt hat?

Zeuge: Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Jedenfalls möchte ich nochmals feststellen, daß, als ich zur ersten Vernehmung ins Zimmer des Untersuchungsrichters kam und ich mich vorstellte, er die Vorstellung nicht erwidert hat. Bors.: Herr Zeuge, ein Untersuchungsrichter kann nicht alle Personen, die er zu vernehmen hat, mit Handschuhen anfassen. Nach dem Gesetz ist der Untersuchungsrichter nicht verpflichtet, sich einer amtlich geladenen Person vorzustellen. Er hat lediglich das Recht, festzustellen, wer der Vorgeladene ist. Wenn Sie sich durch die Behandlung des Herrn Untersuchungsrichters damals beschwert fühlen, so hätten Sie ja den Beschwerdeweg gehen können.

Zeuge: Wenn jemand meine Vorstellung nicht erwidert, so ist das Geschmacks- und Erziehungssache, deswegen beschwere ich mich nicht bei einer Amtsstelle. Rechtsanwalt Dr. Sack: Ich habe bisher meinem Mandanten geraten, nicht über Dinge der Voruntersuchung auszusagen. Jetzt muß ich aber doch den Angeklagten Scheringer ersuchen, sich über seine Erfahrungen selbst zu äußern, da seine Mitteilungen durch meinen Mund vielleicht etwas zu objektiv gefärbt würden.

Scheringer: Ich hatte nicht das Gefühl, daß der Herr Untersuchungsrichter mich als einen Verbrecher behandelt, im Gegenteil, Herr Direktor Braune war stark beeindruckt, daß er uns Offiziere in dieses Verfahren überhaupt hineinziehen mußte. Aber ich habe den Eindruck gewonnen, daß er stark voreingenommen war gegen die Nationalsozialistische Partei. Es sah immer so aus, als bedauere er uns als arme Opfer von Leuten, gegen die man eigentlich vorgehen mußte. Ich bitte doch, daß Herr Braune hierzu vernommen wird.

Reichsanwalt (erregt aufspringend): Jetzt bitte ich aber um einen Gerichtsbeschluss. Die Dinge haben sich in diesem Saal wohl ganz und gar verschoben.

Hier haben sich die Angeklagten zu verantworten, aber nicht der Untersuchungsrichter. Wer ist denn hier eigentlich der Angeklagte?

Rechtsanwalt Dr. Frank: In der Öffentlichkeit hat es so den Anschein, als ob der Herr

Untersuchungsrichter der Angeklagte in diesem Verfahren ist und ich muß auch sagen, es liegt schon etwas Wahrheit in dem alten Sprichwort: „Wer sich verteidigt, klagt sich an.“

Scheringer: Nach dem Einwand des Herrn Reichsanwalts verzichte ich auf Beantwortung meiner Frage durch den Untersuchungsrichter. Ich möchte aber bitten, Herrn Braune zu fragen, ob folgendes wahr ist: Gelegentlich einer Vernehmung sagte mir der Untersuchungsrichter: „Aber lieber Scheringer, Sie brauchen sich doch nicht

jetzt vor die Nationalsozialisten zu stellen und sie zu decken.“

Untersuchungsrichter Braune: Das halte ich nicht für möglich. Ich habe den Angeklagten sicherlich nur ermahnt, die Wahrheit zu sagen. Bors.: Das scheint mir aber doch etwas anderes zu sein, wie diese Behauptung des Angeklagten hier.

Der Angeklagte Scheringer behauptet weiter, der Untersuchungsrichter habe ihm auf seinen Antrag, die vier Münchener Nationalsozialisten als Zeugen zu laden, lächelnd gesagt: „Aber dabei kommt doch nichts heraus, was die Herren sagen werden, das weiß ich jetzt schon.“

Der Razi-Besserer springt darauf von der Zeugenbank auf, gestikuliert lebhaft und ruft: „Das ist ja unerhört, ein unglaubliches Benehmen.“

Schließlich erklärt der Vorsitzende: Ich glaube, wir kommen ganz von unserem Thema ab. Für die Verhandlung sind ja alle diese Dinge nicht erheblich.

Das gibt wieder dem Reichsanwalt Dr. Sack Veranlassung zu der Erklärung, nach seiner Meinung seien diese Dinge für das Schicksal des Angeklagten Scheringer sehr erheblich. Denn der Untersuchungsrichter habe vom ersten Tage an erklärt, daß er dem Angeklagten Lüdien mehr glaube, während er der Ueberzeugung sei, Scheringer

juden sich auf Kosten seines Kameraden herauszutreten.

Dann wurde Leutnant Vöhr über die Reise des Leutnants Lüdien von Ulm nach Berlin vernommen, wo Lüdien sich zuerst mit Vöhr und später mit Leutnant Fürsten verabredet hatte. Leutnant Vöhr schilderte, daß Lüdien nach Berlin gekommen sei und ihm ziemlich aufgeregt und mit einem ungeheuren Fanatismus und hohem Schwung seine Ziele vorgetragen habe. Lüdien habe dabei absolut überzeugend, aber auch so erregt gewirkt, daß der Zeuge

über Lüdien, den er bis dahin nur sehr flüchtig kannte, geradezu erschrocken

gewesen sei. Bors.: In der Voruntersuchung haben Sie gesagt, Lüdien habe Sie gefragt, ob Sie auf Ihre Ulmer Kameraden einwirken wollten, daß bei einem etwaigen Konflikt die Reichswehr nicht auf nationale Verbände oder auf die Nationalsozialisten schieße. Zeuge: Lüdien hat sehr viel erzählt. Ich habe ihm aber bald merken lassen, daß ich für überstärkte Sachen nicht zu haben sei. Ich glaube aber nicht, daß Lüdien gerade diese Frage an mich gerichtet hat. Nach meiner Erinnerung kann ich heute nur sagen, daß Lüdien im wesentlichen feststellen wollte, welche national eingestellten Offiziere auf ihre Kameraden in nationalem Sinne einzuwirken bereit seien.

Bors.: Was verstehen Sie unter dem Begriff national?

Neues Tüfentkabinett. Ismet Pascha hat auf Drängen Kemal Paschas die Bildung des neuen Kabinetts übernommen. Mit Ausnahme des Wirtschafts-, Arbeits-, Unterrichts- und Justizministeriums wird es sich aus Mitgliedern des alten Kabinetts zusammensetzen.

Heiliges Rußland



„— werden wir jetzt mehr zu essen haben —?“

Gericht über Mussolini Italienische Sozialisten klagen den Verräter der Demokratie an

Brüssel, 26. September. (Eigenbericht.)

Der zweite Verhandlungstag im Prozeß de Rosa gestaltet sich noch dramatischer als der erste. Der Zulauf war noch stärker. Man hatte das Gefühl, daß nicht de Rosa auf der Anklagebank saß, sondern Mussolini, der König und der Kronprinz von Italien. Es war ein schlimmer Tag für das faschistische Regime. Die lange Reihe von Zeugen hinterließ den Eindruck eines tiefunglücklichen Volkes, das seiner Freiheit völlig beraubt ist und dessen Ehre und Würde von einer Bande bewaffneter Abenteurer mit Füßen getreten wird, so daß einem freiheitliebenden Menschen nichts anderes übrig bleibt als die Flucht und die Ver schwörung.

Der erste Zeuge war

Ritti,

zweimal Ministerpräsident von Italien, als dieses Land noch frei war. Er kannte de Rosa, der auf ihn den denkbar besten Eindruck machte, ebenso wie auf alle, die ihn kannten. Ritti ist der Ansicht, daß de Rosa überhaupt nicht die Absicht gehabt hat, den Kronprinzen zu töten, obwohl er selbst das Gegenteil behauptete. Er glaubt, de Rosa wünschte verurteilt zu werden in der Ueberzeugung, daß das der Freiheit seines Landes nützlich sein werde. Ritti beschreibt dann die fürchterliche Unterdrückung, unter der das italienische Volk leidet. Diese Unterdrückung habe auch die denkbar schlimmste Wirkung auf die wirtschaftliche Lage des Landes. In Italien sei die Zahl der Bankrotte dreimal so hoch als in England und Frankreich zusammen. Diese Tatsachen erklärten, daß die jungen Leute in diesem Lande in einem Zustand ständiger Aufregung leben und daß sie diese Aufregung auch ins Ausland tragen.

Der zweite Zeuge ist

Frau Carlo Rosselli,

die Frau eines italienischen Professors, der gegenwärtig in Paris lebt. Sie ist Engländerin von Geburt. Ihre Aussage macht einen sehr tiefen Eindruck. Sie beschreibt die Schrecken des Blutbades von Florenz im Oktober 1925, dessen Augenzeugin sie war. Sie erzählt dann, wie ihr Mann verhaftet und nach Liperi verschickt wurde. Danach folgte sie ihrem Mann dorthin und sah dort die Leiden, die die unglücklichen Deportierten zu ertragen hatten. Als es ihrem Mann gelang, auszubrechen, wurde sie verhaftet und mehrere Wochen in Einzelhaft gehalten. Sie wurde nur deshalb wieder freigelassen, weil verschiedene englische Zeitungen sich ihres Falles annahmen.

Turati,

der italienische Sozialistenführer, schildert, wie der Faschismus alles zerstört, was die organisierte Arbeiterklasse Italiens in Generationen aufgebaut hat, und wie dieser Faschismus Italien in den Zustand der Barbarei zurückgeworfen hat.

Es folgt die Vernehmung eines hervorragenden konservativen italienischen Journalisten, des früheren Chefredakteurs des „Corriere della Sera“. Er zeigt die persönliche Verantwortung des Königs von Italien sowie des Kronprinzen insofern, als sie entgegen ihrem Eid auf die Verfassung das faschistische Regime geduldet und ermutigt haben. Ferraci, ein italienischer Rechtsanwalt und gegenwärtig Professor an der katholischen Universität von Löwen, schildert, wie der Faschismus alle bürgerlichen Freiheiten des italienischen Volkes eine nach der anderen zerstört hat. Die Pressefreiheit, die Freiheit der Versammlungen und des Wortes, die Freiheit der Lehre sowohl in der Schule als auch in der Universität seien zerstört worden. Auch die Unabhängigkeit der Richter und der Justiz bestehe nicht mehr, denn selbst Richter könnten von der faschistischen Partei abgesetzt werden. Auch das Begnadigungsrecht des Königs sei aufgehoben worden. Hier fragte einer der Verteidiger, was da von der königlichen Autorität noch übrig bleibe? Ferraci antwortete:

„Nichts, der König ist heute einfach der Kanzler des Diktators.“

Prof. Salvemini, früherer Professor der Geschichte an der Universität von Florenz, schildert das fürchterliche Blutbad von Turin im Jahre 1922, das einen so tiefen Eindruck auf de Rosa gemacht habe, daß zwar zu einer Zeit, als er noch fast ein Kind gewesen sei, Salvemini verließ Italien, weil das faschistische Regime es ihm unmöglich machte, die Geschichte unabhängig und seinem Gewissen gemäß zu lehren.

Rosetti, ein früherer Marineoffizier, der sich im Kriege als Kommandant eines U-Bootes besonders ausgezeichnet hat, schildert, wie er dazu gekommen ist, sein Vaterland zu verlassen. Er hatte das Gefühl, daß,

wenn er noch länger dieses schamlose Treiben mit ansehen mußte, er unweigerlich dazu gezwungen werde, eine ähnliche Tat zu begehen wie die, für die de Rosa sich heute zu verantworten hat;

da er dieses vermeiden wollte, verließ er Italien. Ein hervorragender belgischer katholischer Journalist Poffelecq ist der nächste Zeuge. Er hat besondere Studien über das faschistische Regime gemacht und ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieses Regime alle Freiheiten mit Füßen tritt, die dem belgischen Volk am teuersten sind. Er wüßte ferner den unglückseligen Einfluß beklagen, den die italienischen faschistischen Gewaltmethoden auf die Jugend anderer Länder ausüben. Als letzter Zeuge für die Verteidigung kam der belgische sozialistische Senator de Brodette zu Wort. Er zeigte, wie der italienische Faschismus eine dauernde Gefahr für den Frieden Europas darstelle.

Es folgte die Anklage des Staatsanwalts, aus der hervorzuholen ist, daß der Staatsanwalt nicht ein einziges Wort zur Verteidigung des faschistischen Regimes sand. Er stellte sich einfach auf den Standpunkt, daß die Uebel oder die Wohlthaten des Faschismus nicht zum Prozeß gehören und daß das Gericht nicht kompetent sei, den Faschismus zu beurteilen. Auf alle Fälle könne es nicht geduldet werden, daß Ausländer nach Belgien kommen und durch verbrecherische Methoden ihre politischen Streitigkeiten regeln wollen. Er schloß mit der Forderung einer strengen Bestrafung des Angeklagten.

Es folgte die erste Verteidigungsrede des Rechtsanwalts de Bodt, der die Freisprechung de Rosas verlangte, nicht nur deshalb, weil er unter einem unwiderstehlichen Zwang gehandelt habe, sondern weil die Umstände der Tat beweisen, daß er im entscheidenden Augenblick nicht die Absicht gehabt hat, den Prinzen zu töten, sondern nur die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Leiden seines Landes zu richten. — Die Verhandlung wird am Sonnabend fortgesetzt.

Jugendherbergen und Jugendwandern. Was man am Sonntag in der Reichswerbewoche sehen kann.

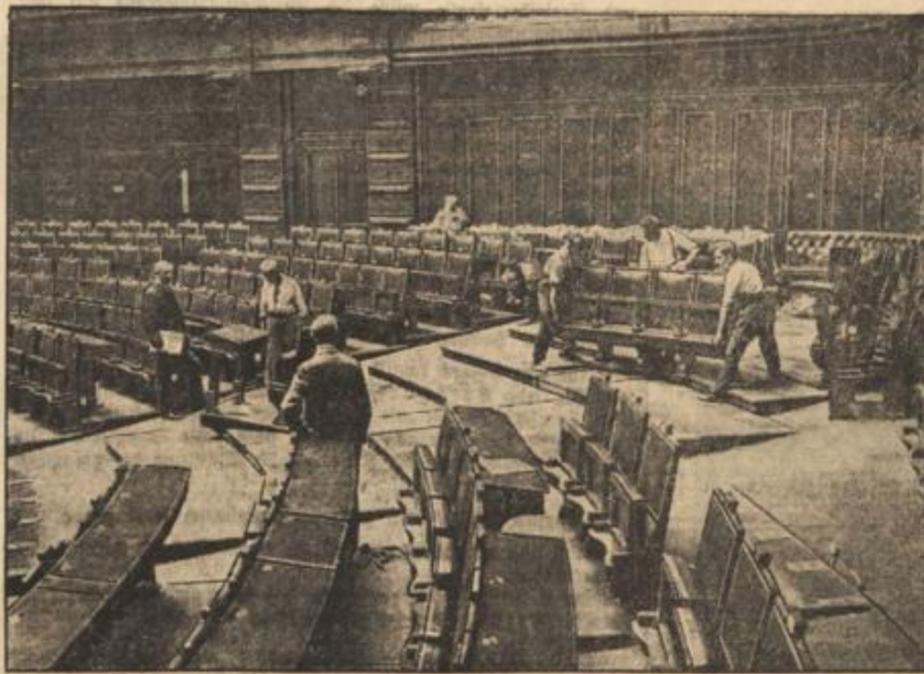
Als letzter und bedeutsamster Reichswerbelog des Reichsverbandes für deutsche Jugendherbergen ist der morgige Sonntag auszuzeichnen. Auf die Bedeutung der großzügigen Werbung zur Schaffung von Jugendherbergen haben wir im Laufe der Woche in einem ausführlichen Artikel hingewiesen. Die schlechte Wirtschaftslage von Reich und Ländern, von Provinzen und Kommunen kann trotz bestem Willen nicht in dem notwendigen Ausmaße helfen. Selbsthilfe soll die Mittel schaffen, die im Dienste der gesamten Jugend und zur Hebung der Volksgesundheit benötigt werden.

In Berlin finden morgen nicht weniger als vier große Veranstaltungen statt. Der Norden trifft sich im Volkspark Rehberge um 15 Uhr, die Sport- und Jugendvereine, der Arbeiterjugendbund und das Berliner Tonkünstlerorchester werden mitwirken. Nach Massenspielen, Volkstänzen und Sportvorführungen wird ein Fackelzug nach dem Leopoldplatz die Kundgebung schließen. Der Süden bietet in der großen Kampfbahn des Sportparks Reutkolln ein großes Volkstanzfest, das gleichfalls um 15 Uhr beginnt. Um 17½ Uhr schließt sich eine Kundgebung unter dem Motto „12 Jahre wirtschaftliche Jugendherbergewerk“ an. Am Vormittag werden Platzkonzerte in den Bezirken Reutkolln und Kreuzberg abgehalten. Im Concordia-Palast in der Andreasstraße vereinigt sich der Bezirk Osten um 11 Uhr. Auf dem Sportplatz Friedrichshain werden in reicher Abmischung sportliche und musikalische Darbietungen und Volkstänze um 14 Uhr vorgeführt. Um 15 Uhr sammeln sich die Karlsborster Turner zu einer Werbeveranstaltung im Seepark. Der Westen wirkt bereits heute abend durch eine große Veranstaltung unter Fackelbeleuchtung auf dem Sportplatz Tiergarten. Der Beginn ist auf 18 Uhr festgesetzt. Sonntag um 19½ Uhr findet im Freiherren-vom-Stein-Theater in der Weimarschen Straße ein bunter Abend mit Darbietungen aller Art statt.

Jugend, heraus aus der dumpfen Luft der Fabrikhöfe und Kontore, hinaus in die freie Natur! Das ist der Grundgedanke der Werbewoche, und dieser Grundgedanke ist so schön und verheißungsvoll, daß jeder, der es irgend kann, zum Gelingen der Reichswerbewoche beitragen sollte.

Feuer in der Schultzeibrauerei.

In der Schultzeibauenhöfer-Brauerei in der Landsberger Allee brach heute mittag um ½1 Uhr ein Feuer aus. Im Dachstuhl des Hauses ist die Bötkerei untergebracht, deren Holzbestände aus bisher ungeläuter Ursache in Brand gerieten. Die Feuerwehr griff mit sieben Rohrleitungen an und hatte breits nach einstündiger Arbeit das Feuer bezwungen.



Die Abgeordneten rücken enger zusammen

In Deutschland gibt es keine feste Anzahl von Abgeordneten. Das Verhältniswahlrecht ist vielmehr so ausgestaltet, daß mit der Zahl der abgegebenen Stimmen auch die Zahl der Abgeordneten sich ändert. Diesmal haben über 5 Millionen Wähler und Wählerinnen mehr an der Wahl teilgenommen als 1928. Infolgedessen ziehen 85 Abgeordnete in den Reichstag mehr ein als vor zwei Jahren: 576 statt 491. Im Plenarsaal des Reichstags sind für sie Sitzplätze nur dadurch zu schaffen, daß die meisten Abgeordneten — von der 5. Reihe an — auf ihre Schreibpulte verzichten und eng nebeneinander, wie in einem Kino, sitzen. Das Bild zeigt den Ausbau.

Die Städte in Gefahr

Gen. Brauer auf dem Preussischen Städtetag in Dresden — Endlich Auslandskredite oder Entkommunalisierung!

Brdl. Dresden, 27. September. (Eigenbericht.)

Im Anschluß an den Deutschen Städtetag traten heute vormittag die Vertreter der preussischen Städte in Dresden zu ihrer Hauptversammlung zusammen. Nach Eröffnung des Präsidiums erhielt das Wort der sozialdemokratische Oberbürgermeister von Altona, Genosse Brauer. Seine grundlegenden Ausführungen sollten ein Alarmruf für alle verantwortlichen Stellen sein, endlich alles zu tun, um den drohenden finanziellen Zusammenbruch der Städte abzumenden. Er führte aus:

Heute wohnen 65 Proz. der deutschen Bevölkerung in der Stadt. So ist das Schicksal der deutschen Stadt geradezu das Schicksal Deutschlands geworden. Der gewaltige Menschenüberfluß des flachen Landes wäre in den letzten 60 Jahren in das Ausland abgeströmt, wenn nicht die deutsche Stadt die unzähligen Millionen Menschen aufgenommen und ihnen eine neue Lebensmöglichkeit gegeben hätte. Gleichzeitig ist die Stadt einer der wichtigsten Träger unserer Volkswirtschaft, sei es als Arbeitgeberin, sei es als Eigentümerin kommunaler Betriebe, sei es als Auftraggeberin der deutschen Privatindustrie. Die städtischen Aufträge beziffern sich auf rund 5 Milliarden Mark jährlich.

Finanzielle Drosselung?

Dieser Bedeutung der Städte und ihrem gewaltigen Aufgabenkreis entspricht keineswegs ihre finanzielle Stellung. Der Anteil des Reiches am deutschen Gesamtsteuereinkommen stieg von 1913/14 bis 1927/28 von 40,3 auf 46,9 Proz., der Länderanteil von 19,3 auf 20,3 Proz. Dagegen sank der Gemeindeanteil von 37,2 auf 30,2 Proz. Der inländische Kapitalmarkt ist verarmt. Die Städte konnten ihren angefallenen Bedarf nur aus Auslandsanleihen befriedigen. Auslandsgeid war überdies stets billiger als das Inlandsgeld.

In seinen weiteren Ausführungen weist der Redner die verhängnisvolle Rolle der Beratungsstelle für Auslandskredite nach und erklärt: Die Ablehnung zahlreicher Kommunalanleihen legte vielfach die gemeindliche Auftragserteilung still und verstärkte die Wirtschaftskrise. An die Stelle der Anleihen mußten erhöhte Realsteuern und erhöhte Werkstarife treten. Es ist charakteristisch, daß

neue Anlehnungsvoorschriften

ausgearbeitet worden sind, ohne daß man es für notwendig erachtete, die zentralen Organisationen der Gemeinden zur Beratung heranzuziehen. Eine Begründung für ein neues Ausnahmengesetz gegen die Gemeinden ist nicht erkennbar. Die geplanten Richtlinien würden der Beginn einer Entkommunalisierungsoption sein.

Die Forderung der Städte.

Die Städte verlangen die Aufhebung der bisherigen Beratungsstelle für Auslandskredite und die Gleichberechtigung der kommunalen Wirtschaft mit ihren privaten Konkurrenzbetrieben. Die Kommunen haben durch stärkste Einschränkungen in ihren finanziellen Anforderungen und durch ihr Umschuldungsprogramm ihr ernstes Bestreben gezeigt, aus der kurzfristigen Verschuldung herauszukommen und ihre Finanzen auf gesunde und feste Grundlagen zu stellen.

Beratungsstelle muß verschwinden!

Nach der Diskussion, über die wir noch berichten werden, wurde eine Entschließung angenommen, in der es heißt:

Bei der auf dem Inlandsmarkt obwaltenden Kapitalknappheit und dem Mißverhältnis zwischen Kapitalangebot und Nachfrage haben die Gemeinden zur Deckung ihres dringendsten Kreditbedarfs auch den Auslandsmarkt in Anspruch nehmen müssen. Die Drosselungspolitik des Reiches und der Reichsbank hat den Gemeinden die Befriedigung ihrer Kreditbedürfnisse erschwert und damit das Anwachsen der überhöhen kurzfristigen Verschuldung verursacht.

Die Städte müssen verlangen, daß Reich und Land den Lebensbedürfnissen der kommunalen Wirtschaft und der Bedeutung der großen Aufgaben der Städte für das Volksganze auch auf dem Gebiete der Kreditwirtschaft Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die kommunale Wirtschaft darf auch auf diesem Gebiet keine Zurücksetzung gegenüber der privaten Wirtschaft erfahren. Die Fortführung der Beratungsstelle für Auslandskredite ist deshalb abzulehnen. Vor allem aber ist die geplante Ausdehnung ihrer Zuständigkeit auf Inlandsanleihen und auf Anleihen der Versorgungsbetriebe als ebenso schädlich wie überflüssig schärfstens zu bekämpfen.

Er möchte eine Millionärstochter heiraten

und tut dabei einen Blick in ein Heiratsvermittlungsbüro

Ich suche

für Kommerzienrätstochter, 21 Jahre alt, sehr hübsch, elegant, sportliebend und musikalisch, geeigneten Lebensgefährten in nur guter Position. Der Vater der jungen Dame ist ein sehr angesehen Herr, das Gesamtvermögen beträgt etwa

7 Millionen Mark.

Ausführliche Zuschriften erbeten. Besuch täglich 2 bis 6 Uhr, außer Sonntag. Auf Wunsch Abholung mit meinem Auto.

Eines Tages liest man dieses Inserat in ein paar Zeitungen, denen neben der Inseratenplattze auch etwas Text beigegeben wird. Vor dem Namen der Frau, die dieses dringende Gesuch, diesen Ratgeber nach dem Wanne unterzeichnet hat, steht das kleine Wortchen „son“. Wir befinden uns also in der besten Gesellschaft. Sollte hier das Glück winken —, die große Chance —, die einmalige Gelegenheit, die soziale Frage so ganz für mich privat zu lösen? Aber — befinde ich mich auch in „nur guter Position“? — Nun, wenn mich diese sehr hübsche, elegante, sportliebende und musikalische, sieben Millionen schwere Kommerzienrätstochter zum Lebensgefährten wählt, — dann wird meine Position wohl „nur gut“ genug sein.

Auf die „Abholung mit meinem Auto“ wird verzichtet. Den Sonntagnachmittagsausgang gut ausgebüßter, steige ich die teppichbelegten Stufen in einem der sogenannten eleganten Häuser in der Nähe der Gedächtniskirche empor. Ein sehr auf „Dame“ zurechtgemachtes Empfangsräulein öffnet.

Der Blick gleitet etwas zweifelnd über mich.

Ich bemühe mich, so weismännlich aufzutreten, wie man es heute in jedem guten Kino lernen kann. „Ja, Frau von X. ist verheiratet —, aber vielleicht sprechen Sie mit Herrn von Y.“ „Gut, ich würde auch mit Herrn von Y. sprechen.“ Einstweilen läßt man mich in der langgestreckten Empfangsdielen warten. Zwei Kleiderablagen, links und rechts weiße Türen, aus denen oft jemand herauskommt oder hineingeht. Die Herauskommen

werden von einer der Empfangsdamen verabschiedet, halblautes Geflüster. „So? Ah! Ja natürlich, nein gewiß, wir werden etwas anderes arrangieren? Neue Gäste kommen, müssen warten oder werden in eins der Zimmer geführt. Ich beginne allmählich zu merken: hier wird nicht nur für eine Millionärstochter ein Lebensgefährte gesucht. Es scheinen sich noch mehr „Millionärstochter“ in ähnlicher Lage zu befinden. Diese elegante, moderne und sicherlich durchaus geschäftstüchtige Heiratsvermittlung blüht!

Leicht angekleidete ältere Herren erscheinen, altmodische, sehr provinzielle, „Kavaliers“, die sicher auch eine Chance suchen, Glückstritter. Damen, denen man die „Millionen“ nicht ansieht, jüngere, ältere, gut bürgerlich angezogene, elegante. — Ein älteres Mädchen wird ungeduldi, sie scheint hier schon sehr vertraut zu sein. „Ist er denn noch nicht da? Ich kann nur bis sieben Uhr hierbleiben.“ Beschwichtigungsversuche. Sie geht unruhig auf und ab. Wartet sie auf einen Millionär? Sie selbst sieht so gar nicht nach Millionen aus, eher nach einer kleinen gedrückten Hausdame, dem „Fräulein“ für die Kinder, mit Familienanschluß. Die beiden Empfangsdamen flüstern. „Ans blaue —“ „Rein, um Gotteswillen, da ist doch —.“ Das Geschäft scheint zu gehen, und man muß sich vor Komplikationen hüten.

Endlich bin ich an der Reihe. Ich werde in ein größeres Zimmer geführt. Rosa Krokotomödel, rosa Tapete, in der Ecke eine badende Nymphe. Herr von Y., ein pausbädiger jüngerer Herr, verbindlicher Geschäftsmann. „Die Millionärstochter? Ja natürlich, wir haben mehrere Millionärstochter. Oh, reizende, junge Damen.“ Aber erst werden meine Personalien aufgenommen.

Meine Wünsche, ob die Zukünftige braun, schwarz oder blond sein soll, groß oder klein?

Eventuell eine junge Witwe — oder eine geschiedene Frau? Wieviel Vermögen vorhanden sein soll? Ich bin ganz in der Rolle. „Einheirat? Nein, das kommt gar nicht in Frage! Bargeld, selbstverständlich, und sofort verfügbar.“ „Da haben wir hier

eine entzückende junge Dame aus Zürich, 500 000 M.“ Mit überzeugender Berechnung werden mir noch mehrere „Millionärstochter“ angepriesen. „Dawohl, wir haben überall Beziehungen. Wir vermitteln nach jeder Stadt.“ — „Vielleicht nach Frankfurt? Da hätte ich ein paar entzückende, ganz reizende junge Damen.“ Wahrscheinlich, die Entscheidung fällt mir schwer. Ich beginne diesen Mann zu lieben. Er sorgt sich um mich. Mit allen Mitteln der Berechnung will er mir eine seiner „Millionärstochter“ aufdrängen. Sollte er so rein aus Menschenliebe um mein Glück besorgt sein? Durchaus nicht!

„Zwei Prozent vom Vermögen der Frau am Hochzeitstage.“ „So, so, aber das sind ja ganz infantile Bedingungen.“ „Ja, und — 300 M. bei Auftragserteilung.“

Ah — so, ich mache ein gleichgültiges Gesicht, aber ich bin erschlagen. Meine freundlich lächelnde Millionärstochter verschwindet hinter einer drohenden Wolke von dreihundert Mark, die ich zahlen soll und nicht natürlich nicht habe. „Aber dafür arbeiten wir, bis Sie verheiratet sind.“ Für dreihundert Mark bin ich diesem freundlichen Herrn rettungslos ausgeliefert. Er wird mir täglich „Millionärstochter“ vorstellen, alte, junge, mit kleinen Fehlern, leicht beschädigt. — „Wir vermitteln die Bekanntschaft hier, Sie treffen sich dann vielleicht nochmals diskret an einem dritten Ort.“ Ich werde sichtlich schwankend mit einer grohrtigen, aber nachlässigen Gebärde mühte ich jetzt meine Brieftasche ziehen. — Aber nein, ich pflege ja nicht dreihundert Mark mit mir herumzutragen. „Selbst ich pflege dreihundert Mark überhaupt nicht zu besitzen —.“ Selbstverständlich, werde wieder mit vorbeikommen, die Sache nochmal prüfen, eine kurze Ueberlegung, werde mit Auftragserteilung sicher nicht zurückhalten.

Dreihundert Mark! Oh man Butter, Schmierseife, Bücher oder „Millionärstochter“ vermittelt, bleibt sich gleich. „Wir offerieren freibleibend und liefern ab hier und jederorts gegen vorherige Kasse.“ — R. J.-c.

Stürme von gessern.

Bedelinds „Schloß Wetterstein“ in der Klosterstraße.

Die Entwicklung dieses kleinen „Theaters in der Klosterstraße“ ist erstaunlich. Um es gleich zu sagen: Die Bühne ist schlecht beleuchtet, die Dekoration — o sprechen wir nicht von ihr, die Regie Friedr. Wilhelm Kaisers: Durchschnittsarbeit. Aber die Auswahl der darstellerischen Kräfte ist gut und hinter der ganzen Gestaltung schwebt ein spürbarer Hauch christlichen Willens und ernster Arbeit.

„Schloß Wetterstein“, das Stück, ein Vorstoß Bedelinds in eine Welt freibüchiger Erotik, von etwas Todscheuiger Mystik vermag uns immer noch zu packen. Freilich ist es so, daß die Sitten der heutigen Jugend bereits anderen, wieder geheimnisvollen und wieder unergründeten Stürmen ausgeht sind. Aber unsere Herzen schlagen noch für die Bedelindische Jugend und für den ehrlichen Kampf um das Gesicht der Wirklichkeit.

Es ist sehr schön, heute von einem kleinen Theater sagen zu dürfen, daß es sich aus der Fülle leider unbefähigter, brutaler Talente seine Darsteller geholt hat: die beste ist Fritta Baad, die wohlbekannte, aber auch die junge Rega Hauser leistet tiefempfundene Arbeit. Friedr. Wilhelm Kaiser, Franz Sondinger, Ernst Wehlau und Georg Krufe, sie alle verdienen ehrliches Lob.

Es soll hier doch nicht verschwiegen werden, daß es junge, brutale Bühnenbildner gibt, die mit einfachen Mitteln ganz andere Dekorationen zustande brachten wie der Anstreichermeister, der hier am Werke war. Alexander von Sacher-Masoch.

„Bockbierfest.“

Mrium.

Das ist alles bekannt. Der reiche Provinzialfabrikant, angeblich einschüchternen Antialkoholiker, kommt nach Berlin und offenbart seine Liebe für den Alkohol. Außerdem geschehen auf dem Bockbierfest in der Hasenheide die üblichen Verwechslungsgeschichten, die man als eisernen Bestandteil der Situationskomik der Firma Blumenthal und Kadelburg ansehen kann.

Dem Tonfilmwahn fällt nichts anderes ein, als jetzt die verstaubten Bühnenrequisiten für den Film neu anzupolieren, und die einzelnen Typen tragen nur moderne Kleider, sonst sind sie der Charakterkomiker, der Bondivant, die Naive und die komische Alte, über die unsere Großeltern einmal lachten. Selbst die Handlung hat ihre Vorbilder — etwa in den „Lügenbrüdern“ oder in „Großstadtluft“ — und die Chansons klingen ebenfalls nicht besonders originell.

Carl Boese inszeniert nach bewährten Mustern dieser Gattung, die Darsteller spielen, wie man es gewohnt ist. Nur Ida Wüst gibt mehr als das belohnte Schema. Als alternde Rabarettistin ist sie liebende und besorgte Mutter, eine Frau, die sich und ihre Tochter bürgerlich rangieren möchte. Die Wüst zeichnet völlig unaufdringlich, mitten in dem Cancan üblicher Witze und Typen steht hier ein Mensch, der die Tragik seiner Existenz ahnen läßt. F. Sch.

Verbilligter Tonfilm?

In der Aula des Kleist-Gymnasiums veranstaltete vor Vertretern der Presse und vor Interessenten die Deutsche Hochbild-Gesellschaft München eine Vorführung ihrer Nabeltonfilm-Apparatur. Es handelt sich dabei um einen Apparat, der die kostspielige Tonfilmanlage ersparen soll und es dadurch den kleinsten Kinetheatern ermöglichen würde, Tonfilme zu spielen.

Die Anlage besteht aus einem sog. „Synchrovert“, aus Schalldose, Tonarm und Tonführung mit Schallstrahler. Der Anschluß erfolgt mittels biegsamer Welle direkt am Schwingrad der Vorführungsmaschine und scheidet dadurch absolute Synchronität zwischen Bild und Ton. Um dabei den Ton auf seiner natürlichen Höhe zu halten, muß die genormte Frequenz von 24 Bildern pro Sekunde eingehalten werden. Der Preis beläuft sich bei kleiner Apparat nur auf einige hundert Mark.

Zur Vorführung gelangten zwei Akte des Dupont-Films „Atlantik“. Es waren dies die Akte, die dem Schiffsuntergang vorausgehen. Die Reproduktion war gut. Besonders kam Kortners Stimme zu klarer Wirkung. Es scheint also, daß hier tatsächlich eine Erfindung vorliegt, die eine Verbilligung der Tonfilmwiedergabe, ohne daß die Qualität der Vorführung sinkt, ermöglicht. —

Der „Berliner Cembalo-Chor“ veranstaltet am Sonnabend, den 27. September, in Anwesenheit des Komponisten Edwin Wendt, ein Konzert in der Philharmonie, Bernburger Straße. Zum Vortrag kommen nur von ihm komponierte Kammerstücke, größtenteils Verkaufsförderungen, wozu die fünf Sonette der Putze Labé, gelungen von Margarete Doll, unter Beleitung des Kammerorchesters der Philharmoniker. Beginn 8 Uhr, Eintrittspreis 20. 1.25.

Gemeinschaftsempfang

Neuer Weg im Radio

Das Rundfunkprogramm wendet sich an Millionen Teilnehmer, ohne daß die Programmbeurteiler die Möglichkeit hätten, die Eindrücke der Sendung in der Zuhörerschaft festzustellen. Die Presse kennt ihre Leser, an die sie sich wendet; Theater und Film erfahren durch Rundgebungen des Publikums sehr bald, ob es mit dem Inhalt einer Auf- oder Vorführung einverstanden ist. Der Rundfunkintendant erfährt — und auch dann nur sehr selten — schließlich aus zweiter Hand, durch die Presse, die Beurteilung seines Programms. Den meistens subjektiv gehaltenen Kritiken folgen, ebenfalls sehr selten, Briefe der Hörer. Aber was würden selbst Zehntausende von Einsendungen bei einer ständig wachsenden Hörerschaft bedeuten?

In einem kürzlich durch die Deutsche Welle verbreiteten Referat „Der Rundfunkvortrag und seine Hörer“ fragt der Leiter des Deutschlandsenders, Prof. Schubog: „Wer hört denn eigentlich Rundfunkvorträge mit einiger Regelmäßigkeit? Sind es wenige, sind es viele der jetzt etwa 3,3 Millionen zählenden Rundfunkteilnehmer? Sind es mehr Männer oder mehr Frauen und welchen sozialen Schichten gehören sie an? Werden Rundfunkvorträge vorzugsweise von Kopf- oder Handarbeitern empfangen und welche Stoffgebiete interessieren die Hörer am meisten?“ Schubog meint mit Recht, daß jeder Rundfunkleiter, der von Woche zu Woche, von Monat zu Monat ein neues Programm festlegen muß, diese Fragen bringend beantwortet haben möchte. Aber der Rundfunk toppt im Dunkeln.

Das einzige, was darüber bekannt wurde, deutet darauf hin, daß die Hörerschaft eher Musik als Vorträge wünscht, daß sie also weniger Belehrung als Unterhaltung erwartet.

Nast alle Sendegesellschaften sind diesem Wunsche entgegengekommen. Es ist ein Verdienst des Reichskommissars Bredow, daß er nicht erst viel herumprobieren, sondern mit dem Ausbau des Sendernetzes trotz scharfer Kritik erst dann begann, als die technische Bervollkommnung keine Senderoerstützung derart gestattete, daß nach absehbarer Zeit auch der einfache Empfänger andere Stationen als den Ortsender erreichen kann.

Ein sicherlich nicht geringer Teil der Hörerschaft verlangt aber nicht nur Unterhaltung, sondern auch Belehrung durch Vorträge. Diese Aufgabe blieb in der Hauptfrage dem Deutschlandsender überlassen, der im ganzen Reichsgebiet wahrnehmbar ist und auch im Ausland gehört wird. Selbstverständlich haben auch die Rundfunkgesellschaften ein Interesse, die Wirkung ihrer Darbietungen festzustellen. Da aber die Deutsche Welle hauptsächlich Bildungsarbeit leisten will, also Vorträge senden muß, bedeutet das Nichterkennen der Wirkung einer Sendung gerade für sie einen starken Verlust, trotzdem sie auf das Lebhafteste bemüht ist, Verbindung mit dem Hörer anzustreben.

Die Deutsche Welle wendet sich im Gegensatz zu den Bezirksendern an die gesamte deutsche Hörerschaft, deren Schichten in jedem Landesteil andere Lebensbedingungen haben. Da die Berufsumwelt die Menschen verschieden beeinflusst, legt z. B. ein westfälischer Industriearbeiter eine ganz andere Behandlung im Rundfunkprogramm voraus als der Landarbeiter in Pommern. Hinzukommt, daß ein noch so exaktes Rundfunkprogramm niemals abschließende Wissensbereicherungen gibt, sondern den Hörer immer nur anregt, sich mit bestimmten geistigen Gebieten zu beschäftigen. Wenn Prof. Schubog in seinem Vortrag behauptete, der Rundfunk sei geeignet, das in Bildungsinstituten erworbene Wissen zu ergänzen, so mag das für einen geringen Teil der Hörer zutreffen; bei einem sehr großen Teil der Hörerschaft ist keinerlei wesentliche Vorbildung vorhanden. Der Rundfunkintendant muß also immer damit rechnen, daß seine Hörer erst durch den Rundfunkvortrag veranlaßt werden, sich mit gewissen Wissensgebieten zu beschäftigen. Darauf muß gerade die Deutsche Welle größte Aufmerksamkeit legen. Schubog fordert ja sehr richtig, daß danach gestrebt werden müsse, das Rundfunkprogramm sehr mannigfaltig zu gestalten und jedem seiner Einzelheiten eine besondere Note zu geben.

Hier kann der Hörer entgegenkommen, wenn er nicht alles hören will, wenn er sich im Programm ganz bestimmte, ihn interessierende Vorträge aussucht, wie er ja auch nicht jedes Buch liest, und sich nicht jedes Bühnenstück ansieht.

Die Wirkung, die nach der Lektüre eines Buches oder nach dem

Erlebnis eines Theaterbesuches entsteht, erhöht sich, wenn man über den Inhalt mit anderen spricht, die gleichfalls über das Erlebnis nachdenken. Diesen Vorgang will Schubog auf den Rundfunkempfang übertragen. Er fordert, daß

der sogenannte Gemeinschaftsempfang, wie er in England starke Verbreitung gefunden hat,

auch bei uns eingeführt wird: Rundfunkteilnehmer haben sich zusammengeschlossen, hören einen Vortrag ab und diskutieren seinen Inhalt. Schubog vergaß nicht anzuführen, daß dieser Gemeinschaftsempfang in vielen Ortsgruppen des Arbeiter-Radio-Bundes seit langem durchgeführt ist, daß also gerade diese Organisation der Arbeiterschaft als erste dazu übergegangen ist, Vorträge gemeinschaftlich zu empfangen und zu besprechen. Dem „Arbeiterfunk“, dem Bundesorgan des Arbeiter-Radio-Bundes, der über die Resultate jener Abhörabende von Zeit zu Zeit berichtet, ist zu entnehmen, daß ihr Erfolg größer ist, wenn während der Aussprache Fachreferenten anwesend waren.

Dreierlei Notwendigkeiten, betont Schubog, sind für den Gemeinschaftsempfang erforderlich: Der Rundfunk muß die Programme frühzeitig festlegen, günstige Empfangszeiten auswählen und eine geschickte Auswahl von Themen und Rednern vornehmen. Die Deutsche Welle will unter dem Stichwort „Hörschulempfang“ schon vom Oktober ab Vorträge senden, die auf Gemeinschaftsempfang zugeschnitten sind.

Sicherlich dürfte eine Vortragsreihe von Prof. Reichenbach über „Das physikalische Weltbild der Gegenwart“ interessieren. Wahrscheinlich würde eine weitere Vortragsreihe von dem Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts „Stand der Entwicklungslehre“ Diskussionsmöglichkeiten schaffen. Eines steht aber fest, auf die Dauer wird man einen Zuhörerkreis, ganz gleich wie er sich auch zusammensetzt, durch derartige Vorträge nicht fesseln können. Dagegen sollten Vorträge, wie sie z. B. Prof. Müller-Freienfels über „Charakter und Schicksal“ oder Lothar Erdmann über „Arbeiterbewegung und Nation“ ankündigt, viel öfter abgehört sein. Der heutige Mensch interessiert sich für eine andere Vortragsreihe, für „Der Mensch vor hunderttausend Jahren“, ohne Zweifel mehr, wenn die Primitivität des damaligen Menschen mit der Kompliziertheit des jetzigen verglichen wird. Der heutige Mensch interessiert sich vor allem für Gegenwart und Zukunft. Hier sei als Beispiel das wirklich hervorragende Programm des Breslauer Senders erwähnt, der bestimmte Stoffgebiete eine Woche lang von verschiedenen Referenten behandeln läßt und am Schluß der Vortragsreihe ein Resümee des Gehörten zieht, wie es ähnlich auch die Deutsche Welle beabsichtigt.

Ohne weiteres muß Schubog ein großes Verdienst eingeräumt werden, wenn er die Idee des Rundfunks durch den Gemeinschaftsempfang vertieft. Es bleibt nur zu wünschen, daß sich Schubog nicht

nur nach den Hörern richtet, die bereits eine Hochschule besucht haben, sondern an jene denkt, die durch Rundfunk, durch den Gemeinschaftsempfang, angeregt werden sollen, sich erst die Grundlagen moderner Bildung zu verschaffen. F. Se.

Der Lichtsinn des Auges

Unser Auge wird vom Spezialarzt auf die verschiedenste Weise untersucht. Eine gründliche Augenuntersuchung berücksichtigt auch den Lichtsinn, nicht zu verwechseln mit dem Farbensinn. Es gibt Funktionsstörungen des Auges, die in einer Störung der Anpassung an herabgesetzte Beleuchtung bestehen. Wenn wir aus einem hellen Raum in einen weniger beleuchteten treten, so finden wir uns kaum oder gar nicht zurecht. Doch schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit werden die Gegenstände in dem dunklen Raum mehr oder minder deutlich erkennbar. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt in der Tatsache, daß sich im Dunkeln der Sehpurpur der Augeneinhaut in seiner ursprünglichen Kraft wieder herstellt, während er vorher durch das helle Licht ausgeblüht war. Die Lichtempfindlichkeit steigt nun in dem Maße, wie sich der Sehpurpur in den Netzhautstäbchen anhäuft. Das Auge wird auf diese Weise für geringe und geringste Helligkeit empfindlich.

Genauere Forschungen haben ergeben, daß die Erregbarkeit des Auges innerhalb der ersten 10 Minuten nur wenig, in den folgenden 20 oder 30 Minuten aber sehr stark ansteigt. Wer aus hellem Tageslicht im Freien in ein dunkles Zimmer tritt, kann kaum eine weiße Fläche erkennen, vor der eine Normalkerze in einem Meter Entfernung ihr Licht spendet. Nach 10 Minuten wird die beleuchtete Fläche jedoch erkannt, selbst wenn das Licht auf ein Hundertstel vermindert wird. Nach 30 Minuten wird die weiße Fläche noch erkannt, wenn die Lichtstärke auf ein Hunderttausendstel, ja auf ein Zweihunderttausendstel und mehr reduziert wird. Während somit die Empfindlichkeit zu Anfang des Versuches 1 beträgt, ist sie nach 10 Minuten 100, nach 20—30 Minuten 1000 bis 2000.

Bei manchen Erkrankungen stellt sich eine Verlangsamung des geschilderten Vorganges ein. Die Folge ist, daß ein solcher Kranker bei eintretender Dämmerung sich nur mangelhaft orientieren kann, nicht selten sogar völlig hilflos ist.

Der Lichtsinn ist an diejenigen Sehzellen geknüpft, die Zapfen tragen. Im Gegensatz dazu sind die stäbchentragenden Sehzellen total farbenblind. Die Zapfen der Netzhaut sind somit der Apparat für das farbenlichtige Tagessehen, während die Stäbchen dem Dämmerungssehen dienen. Fledermäuse, Igel, Rachtenten, Tiefseefische haben auf ihrer Netzhaut fast nur Stäbchen; dagegen besitzen ausgesprochene Tagestiere, wie Schlangen und Eidechsen, fast nur Zapfen. Beide Netzhautelemente sind aber im Auge solcher Tiere vorhanden, die im hellen Tageslicht wie in der Dämmerung wach und lebhaft sind. Dr. Seeling.

Geldverleiher . . .

Unheimliche Besuchsreihe

Allen möglichen Menschen, und gar erst einem schreibenden mag es heute passieren, daß er sich das nötige Geld für eine überfällige Mahlzeit von Bekannten ausleihen muß. Es ist auch verständlich, daß ich mich zu diesem Besuche an leichter zugängliche Finanzgrößen aus meiner Umgebung wendete: vorerst an einen Kaffier. Dieser Kaffier besaß sich so ziemlich mit allem, was Gewinn bringt, insbesondere aber mit dem Handel mit Aneipen. Sein Auftreten als Stammgast bildet ein untrügliches Zeichen dafür, daß die betreffende Budite verkauft werden wird und sein nachfolgendes Ausbleiben beweist, daß die Transaktion glücklich beendet ist und die Projekte eingehemmt sind. . . rund um Berlin taucht der Mann als Stammgast auf und verschwindet wie kein anderer mit vollgefüllter Börse. . . das bewog mich zum Besuch.

„Ach, wenn's mir so gut ginge wie Ihnen“, sagte der Kaffier, mir einen pompösen Klubstessel hinziehend und mir den Rauch einer Abschlußzigarre in den Mund blasend, der nur vor Staunen offen stehen geblieben war. Wo war ich hingekommen? In die Behausung eines Fuchses. So sah der Mann aus. So drehte und wandte er sich: die Verkörperung aller Schliche.

„Ich möchte mir im Restaurant unien an der Ecke ein Essen kaufen“, begann ich. . . da fiel mir ein, daß der Fuchs mein Stammtotal, in dem der Bierumsatz durch Freiauskauf künstlich gesteigert worden war, an einen neuen Wirt verkauft hatte, der jetzt drinnen zugrunde ging, während er den alten Wirt in ein anderes Lokal geführt hatte, das dieser ebenfalls gleich wieder verkaufen mußte. Denn es lag, wie sich herausstellte, 980 Meter vom alten und mußte kontraktlich einen Kilometer weit abliegen.

„Bati“, rief jetzt ein frisches kleines Mädchen, das zur Türe hereingesprungen kam: „Mutti fragt, ob Du Dir nicht fünf Minuten Zeit zum Essen nehmen willst.“ Bei Got, dachte ich, der Fuchs gilt als Märtyrer seines Berufs in der Familie. Ich sprang beschämt auf. „Ich wünsche Ihnen einen guten Appetit, Herr Fuchs“, stammelte ich und war zur Tür draußen.

Von hinter einem ganz besonders kuriosen Kuriositätenmobilium kam etwas schäbig Vogelhaftes hervorgefaltert mit langem nacktem Geierhals und edigem Kopf. Das ganze Nest, in dem der Geier haust, ist zu verkaufen, und wechselt Stück für Stück bis auf das eigene Lager. . . die ganze Herrlichkeit ist auf Quartierbesuch, bis ein Käufer kommt, und den erwartete der Geier eben. Er redete seinen dünnen Hals, als er meiner ansichtig wurde und sein skelettartiger Mund grinste mich gierig an.

„Ach, wenn ich's nur so gut hätte, wie Sie“, ächzte der Geier. . . denn er ist ernstlich imstande, sich Nahrungsorgen zu machen, phantastisch beutegierig wie er ist.

„Schade, daß ich keine Zeit habe Sie zum Essen einzuladen“, fuhr der Geier fort: „Verkaufe, das ist ein so interessantes Thema. . . und

ein so schwerer Beruf. Man geht zu Leuten in die Wohnung, die sich vom liebsten Besitz trennen müssen: wach zarte Rücksichtnahme erfordert das.“ Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken: schauerlich der Gedanke, von einem Kaschier rückwärts voll aufgefressen zu werden. Der harte Kamscher, fuhr er fort, verpaßt oft das beste Geschäft. „Die Leute wollen wissen, daß ihre Sachen in gute Hände übergehen, lieber gibt man sie billig. . . sehen Sie, die zwei Silberleuchter gehörten einer zarlichenden Frau (Professor): 800 Mark sind sie wert.“ „Und was haben Sie dafür gegeben, Herr Geier“, fragte ich. — „20 Mark.“

Jetzt läutete das Restauranttrüblein an und der Geier bestellte Hummer und Hühner, Pasteten und Torten, ein Verkaufsfestessen. „Guten Appetit“, sagte ich, als darauf der Käufer klingelte und die Geierkrallen sogleich sich in Perserbrüden traktierten. . . „und möge Ihnen das Mahl besonders schmackhaft werden durch das, was Sie vorher auf andere Weise einnehmen, Herr Geier. . .“ Und ich stahl mich davon, mich der Ueberflüssigste der Ueberflüssigen dünkend.

Im Restaurant an der Ecke aber sah ich durch die offene Türe ein Lebewesen, das der Hauptsache nach aus einer Lederjacke und einem unglaublich scharfen Kneifer bestand. Das scharfe Glas bohrt sich durch alles durch und an der Lederjacke riant alles ab. Ich trat ein: denn ich kenne dieses Geschöpf. „Sie sagen“, sprach es zum Budiler, „wenn der Steuereinzahler zurückkommt, ich kann die restlichen 40 Mark nicht bezahlen, dann fragt er, ob Sie Außenstände haben, und Sie geben den Hammer an. Der Staat pfändet ihm kostenlos die schuldigen 100 Mark und zahlt ihnen 60 Mark heraus.“

„Ich habe keine Schulden“, sagte ich, aber die Lederjacke lachte, als sei's ein Scherz und setzte mich durch ihre gesprächige Aufgeklärtheit in ein wachsendes Gefühl zwischen Ekel und Entsetzen. . .

„Ächere Leute, die plötzlich ein paar Laufender mehr benötigen als sie flüssig haben, bieten von selbst 10 Prozent pro Monat an: das ist kein Wucher. . . nur verlangen darf man's nicht.“ Wer sprach so. Ein Vampir. Ich hörte von einem Pferd, das der Vampir einen armen Teufel auf offener Straße ausgepannt hatte, weil er die letzte Rute darauf nicht bezahlt hatte, von einem Barenlager, das er tiefer als alle anderen herabdrückte und doch bekam und weit über den erwarteten Preis verkaufte. . . und dann. . . dann holte der Vampir eine dicke angefüllte Brieftasche aus der Brust und öffnete sie prozig. Darin lag das Geld wie Grauen. Geld für finanzielle Operationen; Dividenden. „Stehen Sie ihr Geld ein“, rief ich dem Vampir zu, eine heftige Uebelkeit verspürend. Mein Magen verlangte nichts mehr aufzunehmen, sondern warf im Gegenteil alles aus, was sich noch darin befand. Selbst, dachte ich, im Freien aufatmend: diese Tiere verfluchen, was sie nur können, und unjereiner ist's, dem sich schließlich darüber der Magen umdreht. Heinrich Hemmer.

Mozarts Grabstätte . . .

Da nächstes Jahr Mozarts 175. Geburtstag und 140. Todestag gefeiert werden, beschäftigt man sich schon mit der Frage, was mit Mozarts org verwahrlostem Grab geschehen soll. Es liegt auf einem der schönsten und stimmungsvollsten Friedhöfe Wiens, dem St. Marger-Friedhof, der bereits seit 30 Jahren nicht mehr zu Begräbnissen benutzt wird und seit 1906 vollständig geschlossen ist. Er wird heute nur denen geöffnet, die zur Bestattung alter Gräber Einlaß begehren. Die Grabstätte Mozarts ist fast der Erde gleich und nur verblühte Disteln decken den Rasen. Ein kleines unscheinbares Denkmal, eine abgebrochene Säule und ein daneben trauernder Engel geben Kunde von dem großen Toten, der hier ruhen soll. Man darf berechtigter Zweifel daran hegen, daß hier wirklich die Grabstätte Mozarts ist, da genaue Aufzeichnungen darüber nicht existieren; seine Leiche wurde ja in ein Armen-Massengrab versenkt. Wenn es auch fraglich ist, ob es sich um die tatsächliche letzte Ruhestätte des großen Musikers und Komponisten handelt, so dürfte dieser Platz doch der ganzen Welt eine bleibende Stätte der Erinnerung sein, die ihr erhalten bleiben muß. — Ein schönes Mozart-Denkmal von Viktor Tilgner steht auf dem Opretzplatz in Wien.

Die Henne als — Säugetier

Eine in einem Dorfe bei Malchin i. M. zugezogene Großstädterin hatte sich eine Bruthenne gekauft, um ein paar Küden aufziehen zu können. Es dauerte auch nicht lange und aus den Eiern schlüpfen die kleinen Hühnchen, die jedoch zum Kummer der Hausfrau stets ein jämmerliches Geschrei vollführten. Die Nachbarn wurden um Rat gefragt und als diese Nachschau hielten, fanden sie die Küden halbverhungert auf. „Ja, haben Sie diesen denn nichts zu Fressen gegeben?“ erkundigte sich die Befragten. „Nein, sie brauchen doch nichts, die laugen doch an der Henne,“ meinte die züchtige Züchterin.

Peter Riss

Stachland

Anno 17

Copyright 1933 by Fackelreiter-Verlag G. m. b. H., Hamburg-Bergedorf
(35. Fortsetzung.)

Aber er mahnt vergebens; nicht einer von uns denkt jetzt an diese zauberhaften Bilder. Wir starren auf das Denkmal, und wenn wir dem lodenden Wind und seiner Muff folgen würden, dann müßten wir unsere Sehnsucht und Menschlichkeit mit dem Leben bezahlen:

Denn wir schreiben neunzehnhundertsiebzehn und sind die Reiter der Westfront; wir sind die jeldgraue, erstarrte Mauer der unter todbrohenden Befehlen gehorchenden Masse des Volkes der Arbeiter, Tagelöhner und Handlungsgehilfen...

Das Denkmal, das wir wie hypnotisiert anstarren, — das Denkmal ist der preußische Militarismus.

Alle Kompagnien des Regiments stehen vor dem General zur Befehlsgebung angetreten. Ich sehe zum ersten Male das ganze Regiment: ein Regiment des Jahrgangs 1899.

Wir haben vier Stunden des schwersten Felddienstes hinter uns. Wir mußtun Gräben vor einem „angreifenden Feind“ ausheben, wir mußtun sechsmal zum Sturm antreten, wir mußtun aus den Gräben heraus auf markierte Ziele scharfe Handgranaten werfen, — wir haben Granat- und Minenwerfer eingebaut, und das Feld hätte wider von den brüllenden Kommandos, von unseren drohenden Schritten, unserem hegenden Lauf und Stürmen mit den aufgezogenen, mattblinzelnden Seitengewehren. Wir dampften von Schweiß, wir taumelten über- und durcheinander, wir verließen uns in fremde Kompagnien, wir rissen unsere am abgegangenen Leibe schlotternden Uniformen entzwei. Ich habe Tränen der Wut, des Schmerzes und der Verzweiflung hinuntergeschluckt: es war der letzte Schliff!

Nichts blieb uns erspart: wir rannten dahin unter den stuchenden Befehlen Adolfs, der wieder bei uns ist. Er zeigte uns wieder sein Geis, das so große Ähnlichkeit hat mit dem brutalen, kalten Lächeln des Generals. Er schlug wieder mit seinem langen Degen auf uns ein, er trat nach uns und ließ minutenlang hinter mir her wie ein großer Jagdhund hinter einem kranken Kaninchen; er ließ hinter mir her, weil er gesehen hatte, daß ich nach einem Befehl: „Sprung auf marsch marsch!“ mich nicht schnell genug erhob, weil mir vor Schwäche plötzlich wieder dunkel vor den Augen geworden war. Ich wußte, daß er nur darauf wartete, daß ich Sand in den Gewehrlauf stecke, wenn ich stolpern sollte. Und er hatte Erfolg: ich stieß in letzter, keuchender Anstrengung mit dem Bajonett an dem Ziel vorbei und in einen Sandhügel hinein. Da entriß er mir das Gewehr, seine Kiefer mahnten, als habe er meinen Körper zwischen den Zähnen. Er sah durch den Lauf und grünte so schrecklich, wie ich es noch nie gesehen hatte. Dann schrieb er mich in sein Buch ein, in das Buch, in dem auch der Name meines toten Kameraden Heinrich Langer geschrieben steht.

Wir wußten nicht, daß der General kommen sollte. Jetzt stehen wir zusammengelassen vor ihm. Ein Stab von jungen Offizieren ist mit ihm. Sie tragen alle neue Uniformen, als wollten sie zu einem Ball, ihre Gesichter sind ausgeruht und frisch und einige von ihnen tragen Monokel, die blitzen manchmal sekundenlang auf, wenn sie sich etwas bewegen. Nicht einer von ihnen trägt ein Abzeichen, das darauf hindeutet, daß er schon an der Front war. Sie sahen aus wie Prinzen, die sich Jünnsoldaten aufgestellt haben, mit denen sie ihr königliches Spiel treiben wollen. Es ist der Stab abziger Offiziere: sie sind die farbigen Bühnenattrappen des größten und grausigsten Theaters der Weltgeschichte.

Sie sehen uns mit fremden, kalten Gesichtern an, sie wissen nichts von uns, sie kennen uns nicht. Sie empfinden vielleicht Widerwillen gegen unsere armen, stinkenden, abgehehlten Leiber. Wir sind nur das Regiment der soundsovielten Division, reif für die Front: wir sind das Schlachtvieh, das Kanonensutter, dressiert für das Schlachtfeld.

Der Herr General und sein Stab besichtigen: weiter ist nichts los! Sie haben schon viele Regimenter vor dem letzten Marsch besichtigt, es geht bei ihnen nach einem Programm. Sie blicken über uns hinweg und träumen von den Orden, die sie in den nächsten Monaten auf den Kommandanturen und in der Etappe verdienen wollen. Dann gibt der Herr General einige Kommandos. Sie stellen ihre Träume einige Minuten zurück und sehen sich einmal für Augenblicke das Volk, das da vor ihnen steht, an; denn schließlich ist es ja diese Masse, die ihnen ihre Orden und ihre Karrieren erstärmt und erblutet.

Ein feiner Regen rieselt auf uns nieder. Die Sonne, die uns den Vormittag noch mit plötzlich aufkommender Wärme gequält hatte, ist plötzlich verschwunden. Das Feld wird grauer und grauer. Sogar der Herr General und sein Stab büßen von ihrem Glanz ein, deshalb gibt der Herr General jetzt Befehle, die ihm etwas Abwechslung in diesem langweiligen, grauen Einerlei geben sollen.

Wir haben etwa zehn Minuten unter den schwersten Anstrengungen „Stillgestanden!“, der Herr General ist hin- und hergeritten und hat wer weiß an wen gedacht. Vielleicht hatte er uns vergessen; denn er sah uns gar nicht an, während wir mit bitteren Stichen in der Brust auf das „Rührt euch!“ warteten, mit brennenden Sohlen, wankenden Beinen, zitternden Händen, Stechen in der Lunge und im Herzen, mit leeren Mägen und vollen Blasen.

Jetzt, da es ungemütlich wird, erinnert er sich unser: Das grauam lächelnde Monument steht auf uns herab. Ihm mag es erscheinen, als warte die Front des Regiments. Sein Lächeln wird noch eine Nuance brutaler, er stemmt eine Faust in die runde, herporquellende Hüfte.

Es peitscht schneidend über das graue Feld, durch den rieselnden Regen:

„Rerrührt euch! — Schill! Schtann! Rerrührt euch! Stillschtann! Rrrt euch! Schtann! Rrrt! Schtann! rrrt euch! Schtann!“

Die Befehle zucken wie Blitze, durchschneiden uns wie Messer, zehn-, zwanzig-, dreißigmal hält es über die Ebene in uns hinein. Unsere Leiber bewegen sich mechanisch, zucken zusammen, lösen sich wieder; es ist, als wenn Fäden unsere Beine wie die von Marionetten hin- und herziehen.

Ich schwante bei den Bewegungen wie ein im Sturm geschütteltes Ried. Ich stoße dabei gegen Riibs Körper. Ich kann sein Gesicht nicht sehen, ich muß geradeaus in die Ebene blicken, die allmählich vor meinen Augen verschwimmt.

Und dann sehe ich wieder das Monument: eisig blüht es immer noch auf uns herab. Jetzt brüllt es wieder: „Schill — ge — schtann!“ Dann stampft das Denkmalpferd näher an uns heran. Die Peitsche des Generals faust durch die Luft, er schlägt das Regiment; aber er brüllt nicht mehr, läßt uns wieder stillstehen.

Vor uns stehen die Kompagnieführer, kurz vor mir links Adolf. Sein fetter Nacken ist rot von den Befehlen des Generals. Ich sehe das graufame Profil und habe eine Sekunde lang das bestimmte Gefühl, daß er und der General Brüder sein müssen.

Und dann kann ich wieder nicht die Luft durchdringen und ich denke in einem Fort: du hast Sand in deinem Gewehrlauf... Sand im Gewehr... Sand im Gewehr... — — — und ich möchte mich auf diese verfluchte Ebene hinwerfen und verrecken, ich möchte nie wieder aufstehen und von allen Qualen erlöst sein.

Aber wie das kalte drohende Denkmal auf uns niederstarrt, wird plötzlich der Wind über unseren Helmen stärker und stärker. Er wächst und schwillt an: er will sich rächen dafür, daß wir nicht auf seine lodende Muff gehört haben, die uns zu uns selbst zurückführen wollte, er kommt brausend vom linken Flügel, pflanzt sich fort und fort, über die Mitte der Regimentsfront hinweg, nach rechts anschwelkend, dunkel, dumpf drohend, unaufhaltsam, in einem zerrettenen Refrutenherzen im letzten Aufbäumen verzweifelt geboren, besinnungslos, aus der Tiefe der Qual kommend: „Hunger! Hunger! Huunnngerrr!“ Und schon drumme ich mit, ich höre Riibs Saß: „Huunnngerrr! Huunnngerrr!“

Ja! Das Regiment drummt, murrert, meutert, empört sich, befreit sich von seiner ungeheuren Qual, erlöst sich aus der Anrechtenschaft; ja, es drummt nicht mehr, es murrert nicht mehr, es brüllt und schreit schon:

„Huunnngerrr!“

Das Gesicht, das rotglänzende, feiste, lächelnde Gesicht des Denkmals verandelt sich plötzlich, als habe eine überirdische Hand darüber hingewischt, es wird gelb, blaß, grünlich schimmernd... das Lächeln erstirbt... die Peitsche, eben noch frech geschwungen, sinkt schlaff herab, das Maul des Generals wird breiter und breiter und öffnet sich und bleibt so stehen. Der General blickt ratlos und entleert sekundenlang auf uns, sieht sich dann nach seinem Stab um, der Stab, die „Herren Offiziere“ stehen und sehen unser Regiment an, als sei es ein vorfinstliches Ungeheuer, das Pferd bäumt sich unter plötzlichem Sporenstichen, fast wäre der Herr General aus dem Sattel gefallen:

„Huunnngerrr!“

Aber dann ist es mit einem Male, wie einem ungehörten, geheimen Befehl gehorchend, totenstill, so daß ich das Schnauben des

Gauls in meiner Nähe höre. Der Herr General richtet sich aus seiner zusammengelassenen Haltung auf, er ist immer das furchtbare Denkmal. Die Frage wird wieder rotglänzend, die Wern durchziehen das Gesicht:

„Die Kompagnieführer!“

Sie stehen um ihn herum, sie trabeln und kriechen wie die Würmer und niemand weiß, wo er sich am unauffälligsten und am wenigsten sichtbar vor dem General aufbauen soll. Wir aber — und niemand hat es uns erlaubt als die geheime Stimme — rühren, wir scharren mit den Stiefeln, sehen uns an, lächeln uns an mit abgekehrten, bleichen, eingefallenen Gesichtern, in denen die Augen tief und in dunklen Höhlen liegen, lächeln uns an wie Sterbende, die einen letzten Wunsch erfüllt betamen. Der Wind aber ist fort und über die Berge und das Meer gezogen, und er braust den Gipfeln und Wellen zu, daß er Refruiten des Kaisers, daß er Soldatentiere auf Minuten zu Menschen aufgerüttelt hat.

Die Stimme des Generals überschlägt sich, sie kreischt die Führer an:

„Was ist das für eine unerhörte Schweinerei! Das — ist — Meuterei! Das werde ich schwer be — strafen — a — jen! Diese Däzi — plüin — losigkeit! Diese — dieje —!“ — Er schnappt nach Luft, seine Peitsche zischt auf uns nieder.

Wir aber sind gar nicht mehr an diesem Schauspiel beteiligt. Wir lächeln uns noch immer an, und ich höre Riib neben mir: er fährt sich mit dem Rockärmel über das Gesicht, er peißt durch die Zähne, das ist das bekannte Zeichen seiner Befriedigung und er jagt nur ein Wort: „Endlich!“ (Fortsetzung folgt.)

Das neue Buch

Geschichten aus Afrika

Hans Grimm, Der Richter in der Karu und andere Geschichten. Preis gebefelt 3,50 M., in Leinen gebunden 6 M. Verlag von Albert Langen in München.

Das ist ein köstliches Buch. Der afrikanische Busch lebt darin, der Busch mit dem Büffel, mit wilden Hunden, Schakalen, Leoparden, Schlangen und mit dem Elefanten, vor dessen Fohn die Hottentotten zittern. Eine farbige, geheimnisvolle Welt ist es, die uns Hans Grimm schildert, eine Welt, die die Seele und den Körper des weißen Mannes frist.

In der ersten Erzählung reitet der englische Richter über die Karu, um Recht zu sprechen über einen Weissen, der seine Frau erschlug, weil sie nicht teilhabe an seinem Leben. Leben aber heißt in der Karu: zäher, erbitterter Kampf mit dem spröden Boden. Und nachdem Se. Lordschafft einen Tag lang mit Ebene und Sonne gelebt und die singende Einsamkeit der Steppe erschütternde Erkenntnis in ihm wachgerufen hatte, ging er in den Gerichtsaal, wo der Hof der Sippe aufwartete, und tritt für die Seele des Mörders, der zum Tode verurteilt wurde. Über des Richters Beschuldigung war mehr Entschuldigung; das Gesetz der Karu war größer, zwingender als das des vergilbten Strafbuches.

In der „Wiederkehr des Elefanten“, der bildhaftesten, einprägnantesten Erzählung des Buches sind wir mitten im Busch, in der heißen Inlet des Betiers und einer Handvoll Menschen. Ein weißer Mann stirbt, und ein anderer Mann tritt an die Stelle der Frau, und dieser andere, noch jung und geliebt, wird von einem Elefanten zertritten, der sich nach einem Jahre auch noch den Pflegsohn haßt, als dieser sich ihm entgegenstellt, um geliebte Menschen zu schützen. Ganz zarte Töne unterstimmten in diesem Epos vom Werden und Vergehen im Busch, der mit kalten Farben gemalt ist.

Auch die drei anderen kleinen, wertvollen Erzählungen des Buches sind in einer kräftigen, knorrigen Sprache geschrieben. Weit dahinslutende Sätze werden mit kräftigem Griff gezügelt, nur Wesentliches steht im Lichte da. Es sind stille Geschichten ohne Pathos. Sie sind wie die Erdverbundenen, die dort unten leben. Ein Buch, das uns Afrika näherbringt. Hardy Worm.

Rätsel-Ecke des „Abend“

Kreuzwörterrätsel

1	2	3	4			
5				6	7	8
			9			
	10					
11	12	13	14			
15						16
17				18	19	20
			21			

Waagrecht: 1. Schreden; 5. bibl. Figur; 6. körperliche Reinigung; 9. Spiel zu Pferde; 10. Südrucht (Wehrzahl); 11. Wasserfahrzeug (unter Voraussetzung von waagrecht Nr. 10; Fruchttransportmittel); 13. Wort für gleich; 17. wie Nr. 13 senkrecht; 18. männlicher Vorname; 21. Transportmittel. — Senkrecht: 1. Erdachse; 2. Präposition; 3. zweiseitiger Ausruf; 4. Präposition; 6. Gutschein; 7. Bier; 8. spanischer Titel; 9. abgekürzter Eltername; 11. deklinierter Artikel; 12. abgekürzter Mädchennamen; 13. europäische Insel; 14. gebräuchliche Abkürzung für Plus; 16. amerikanischer Schriftsteller †; 18. Heftier (abgekürzt); 19. Auerohs; 20. gebräuchliche Abkürzung für groß.

Silberrätsel

Aus den Silben: bar ber brei car che der de deid die e eh el er jarn je sel gan shi hie hut in ier jas krait le licht ma ma min mung o pard phe ra ra ren rha ri ro rung sa sel stein tat te te tem tie to un ur was waid win zwei zo sind, 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und 3. Buchstaben von oben nach unten gelesen, ein Jitot von Friedrich Rückert ergeben. — Die Wörter bedeuten: 1. Ungehörigkeit; 2. gefährliche Wasserstelle; 3. Sturm; 4. nicht ganz glaubend; 5. Naturerscheinung; 6. Grenzfestung in Portugal; 7. Raubtier; 8. Bielenpflanze; 9. Wald in den Tropen; 10. Kartenspiel; 11. altes Schriftzeichen; 12. Seltenheit; 13. Heidenrott; 14. Pflanze; 15. Männername; 16. Wagenteil; 17. ehemalige deutsche Festung; 18. Kunstprodukt; 19. Stadt in der Niederlausitz; 20. Wissenschaft; 21. Beruf; 22. Ruppflanze; 23. Vereinigung Gewerbetreibender.

Rösselsprung

nid	es	hahn	da	legt	mas		
ter	bei	rei	an	und	legt		
sei	neu	ein	wel	ge	wohl	zu	du
de	im	halt	wind	re	lang		
mer	nicht	und	dar	nicht	vor	dic	bis

Jagdabenteuer

In Afrika schoß ich ein Tier.
Drei Zeichen stahl man mir.
Auf eine Palme sprang der Rest.
Der sich nur schwer einfangen läßt.

Wörterrätsel

Auf deinen Kleidern hat das Wort ja weiter nichts zu sagen.
Auf deiner Ehre halt an ihm du lebenslang zu tragen.
Der Name einer deutschen Stadt vors Rätselwort geschrieben,
Ergibt ein schmachtendes Gerächt, das viele Menschen lieben.

(Auflösung der Rätsel nächsten Mittwoch.)

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer

Kreuzwörterrätsel. Waagrecht: 1. Dpal; 5. Waf; 6. Bolen; 10. Ro; 11. Eid; 13. Rot; 16. Lid; 18. Bar; 20. Sau; 23. Lot; 25. te; 27. Media; 30. Tip; 31. Hans. — Senkrecht: 1. Dper; 2. Po; 3. As; 4. Lec; 6. an; 7. Lob; 9. Ril; 12. Dis; 14. Ob; 15. Tal; 17. da; 19. Rom; 21. Ufas; 22. Alt; 24. Feb; 26. Ci; 28. da; 29. in.

Büchertartenrätsel: Komponist.

Seelenwanderung: Alba — Troß — Albatros.

Silberrätsel: 1. Fajolt; 2. Kokoto; 3. Efel; 4. Man; 5. Kell; 6. Dolde; 7. Eichendorff; 8. Umenou; 9. Nehemia; 10. Dollart; 11. Eimer; 12. Role; 13. Reumond; 14. Odin; 15. Limbuku; 16. Gemoch; 17. Erwin; 18. Heilebarde. — „Freunde in der Not, gehen hundert auf ein Lo!“

Bier magische Quadrate. I. 1. Red, 2. Enu, 3. Hut; II. 1. Ret, 2. Eba, 3. Tau; III. 1. Bar, 2. Anz, 3. Rod; IV. 1. Onu, 2. Ril, 3. Uim.

Astronomische Technik und ihre Instrumente



Photographischer Doppel-Refraktor mit 650 mm Objektivöffnung. Der Refraktor ist jetzt bereits in der Sternwarte Tokio aufgebaut und in Benutzung.

Die Astronomie (griechisch: Sternkunde, Himmelskunde) ist eine der ältesten Wissenschaften der Menschheit. Sie gibt Kenntnis von den Erscheinungen der Gestirne am Himmel, von den Gesetzen ihrer scheinbaren und wahren Bewegungen, ihren Größen, Entfernungen und physischen Eigenschaften. Die Geschichte der Astronomie reicht in das höchste Altertum zurück. Die Chinesen, Inder, Ägypter, Griechen und besonders die Araber hatten große Astronomen, die das weite Gebiet des Himmels erforschten und für diesen Zweck eine Anzahl fein durchdachter Instrumente schufen. Der größte Astronom des Altertums ist Hipparch von Nikäa, der im 2. Jahrhundert v. Chr. lebte. Er suchte die Länge des Jahres, die Schiefe der Ekliptik, den Lauf des Mondes und der Sonne und die Standorte der Sterne festzustellen. Um 140 n. Chr. lebte der zweite große Astronom des Altertums, Klaudios Ptolemäos, der die Mondtheorie aufstellte und frühere Erkenntnisse über die Gestirne richtig auslegte und wissenschaftlich begründete.

Die arabischen Astronomen haben für ihre Wissenschaft Großes geleistet. Schon im Jahre 754 n. Chr. errichtete der Kalif Al Mamun in Bagdad eine Sternwarte, und in den folgenden Jahrhunderten bauten arabische und persische Astronomen die Wissenschaft der Himmelskunde weiter aus.

Im Abendland fand die Astronomie, anknüpfend an die Leistungen der Araber und Perser, viele Anhänger, wenn auch vielfach der Fanatismus ihrer Ausbreitung hindernd im Wege stand. Grundlegende astronomische Leistungen vollbrachten Nikolaus Kopernikus, Tycho Brahe, Johannes Kepler, Galilei, Descartes, Newton, Halley, und in neuerer Zeit Bradley und Maskelyne.

Die astronomische Technik war zu allen Zeiten von dem ihr zur Verfügung stehenden Instrumentarium abhängig. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfand Dollond die achromatischen Ferngläser. William Herschel baute gegen Ende dieses Jahrhunderts seine berühmten Spiegelteleskope, die an optischer Kraft keine Rivalen bekamen. Fraunhofer lieferte Achromate, die Herschels Reflektoren überlegen waren, und heute liefert die instrumentelle Optik für astronomische Zwecke Instrumente, die die Lehre von der Himmelskunde auf immer breitere Basis stellen. Carl Zeiss, Jena, liefert für die astronomische Wissenschaft der Welt Instrumente und Nebenapparate, die höchsten Anforderungen genügen und zu noch immer höheren Leistungen entwickelt werden.

Einige dieser astronomischen Instrumente nebst den dazugehörigen Nebenapparaten sollen näher betrachtet werden.

Ein Meisterwerk astronomischer Technik ist der Astrograph (griechisch: Sternschreiber), ein Apparat zum mechanischen und schnellen Entwerfen von Sternkarten. Der Astrograph besteht aus einem Planspiegel, der, auf einer Säule aufgestellt, sich in der Richtung der Gestirne um die durch seine Ebene gehende Weltachse dreht, so daß das Bild des Himmels ganz bewegungslos erscheint. Die Aufnahme der Gestirne erfolgt durch ein astro-photographisches Fernrohr, ihre Fixierung durch Astro-Kameras.

Gleichfalls den Zwecken der Astro-Photographie dient ein dreifacher photographischer Refraktor, der in einen optischen und einen mechanischen Teil gegliedert ist. Das mittlere Rohr ist das Leitrohr, das zur Einstellung des Instrumentes dient. Es hat 300 Millimeter Objektivöffnung und 5 Meter Brennweite. Die photographischen Fernrohre rechts und links des Leitrohres haben 360 Millimeter Öffnung und 4,5 Meter Brennweite.

Ein riesiges Spiegelteleskop besitzt die Hamburger Sternwarte. Der parabolische Glasüberpiegel hat 1000 Millimeter Öffnung und 3 Meter Brennweite. Das Leitfernrohr mißt 200 Millimeter Öffnung bei 3,5 Meter Brennweite. Dieses Objektiv stellt eine Höchstleistung astronomischer Technik dar.

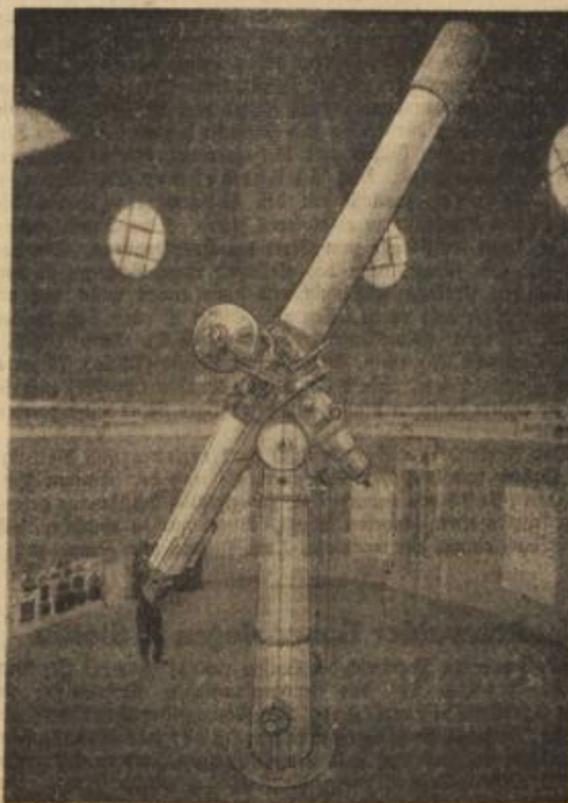
Sie wird noch übertroffen von einem neueren Spiegelteleskop der Sternwarte Berlin-Babelsberg. Die Optik des parabolischen Glasüberpiegels dieses Instrumentes mißt nicht weniger

als 1250 Millimeter Öffnung bei 8,4 Meter Brennweite mit Hilfs spiegeln nach Newton, 24 Meter Brennweite mit Hilfs spiegeln nach Cassigrain.

Eine bemerkenswerte neuere Konstruktion ist der Refraktor mit Hebebühne. Die Hebebühne für größere astronomische Instrumente ist ein verstellbarer Fußboden, der dem Beobachter in jeder Beobachtungsrichtung den bequemsten Stand ermöglicht. Bei kleineren Hebebühnen (Plattformen) erfolgt die Höhenverstellung durch Handantrieb, größere Hebebühnen werden vom Otularen des Instrumentes aus mittels Druckknopftaster durch Motore in Bewegung gesetzt. Die vertikale Bewegung der Hebebühne erfolgt durch gleichzeitigen Antrieb von 3 vertikalen Schraubenspindeln, auf welchen die Hebebühne, gegen Eigengewicht und Belastung balanciert, ruht. Das Kennzeichen einer Sternwarte ist die Sternwartenkuppel, deren Ausführung den örtlichen



200-mm-Astrograph für die Sonnenfinsternis-Expedition im Frühjahr 1929 für Astrophysikalisches Observatorium Potsdam, Prof. Dr. Freundlich.



650-mm-Refraktor der Sternwarte Berlin-Babelsberg.

und klimatischen Verhältnissen sowie besonderen Wünschen angepaßt wird. Die Kuppelkonstruktion liegt also nicht fest.

Die Grundform ist die einer Halbkugel mit einer geringen zylindrischen Ueberhöhung, über dem, vom Laufkranz bis etwas über den Zenith reichenden Spalt. In der Horizontalbewegung laufen die Kuppeln auf Stahlfugeln, die zwischen einem unteren und einem oberen Laufkranz rollen.

Die Bewegung der Kuppeln erfolgt durch Handantrieb oder durch Elektromotore. Der vom Horizont bis zum Zenith ein- oder auch



Das große Spiegelteleskop von 1,25 m Spiegeldurchmesser mit dem großen Spektrographen. Rechts unten im Bilde die bewegliche Beobachtungs-Plattform. Diese kann auf dem Fußboden und in der Höhe durch Druckknopftaster von der Plattform aus mittels Elektromotoren beliebig verstellbar werden. Auf diese Weise ist es möglich, daß der Beobachter in jeder Stellung des Instrumentes den großen Spektrographen bequem bedienen kann. — Sternwarte Berlin-Babelsberg.

zweiteilige Spaltverfälschung ist durch Zugvorrichtung seitlich bewegbar. Die Spaltbreite richtet sich nach der Art und Öffnung des Refraktors; für astro-photographische Zwecke nimmt man sie möglichst groß.

Die astronomische Wissenschaft ist wie kaum eine andere von wissenschaftlich konstruierten und gebauten Instrumenten abhängig. Alle Fortschritte der Astronomie sind von der Weiterentwicklung und der Vervollkommnung der Instrumentarien bedingt. Auch auf diesem Gebiete ist die Technik rastlos tätig und trägt unmittelbar dazu bei, daß unser Wissen vom Weltall immer weiter gespannt werden kann.

Ing. Alfred Nauck.

Die Focke-Wulf „Ente“

Mit dem neu entwickelten „Enten“-Flugzeug der Focke-Wulf Flugzeugbau A.-G. sind in letzter Zeit unter Führung des Chef-piloten Eduard weitere eingehende Versuche durchgeführt worden mit dem Zweck, seine Flugeigenschaften mit denen der Flugzeuge bisheriger Bauart zu vergleichen. Die Versuche hatten ein ausgezeichnetes Ergebnis. Joachim von Röpken, der Leiter der Flugabteilung der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt, der alle neuen deutschen Flugzeugmuster zu begutachten hat, konnte feststellen, daß die „Ente“ sehr gute Flugeigenschaften besitzt und sich in allen Fluglagen leicht und sicher fliegen läßt.

Die Konstruktion der „Ente“ kann damit als voll gelungen bezeichnet werden. Es hat sich gezeigt, daß das neue Flugzeug die durch die Entenbauart sich ergebende Vergrößerung der Sicherheit mit den guten Eigenschaften der bisherigen Flugzeuge vereinigt. Hiermit ist durch die Focke-Wulf Flugzeugbau A.-G. wiederum ein Schritt vorwärts auf dem Wege zur Erreichung der Sicherheit im Luftverkehr getan worden.

Demnächst beabsichtigt die Firma Focke-Wulf, die „Ente“ in Berlin-Tempelhof der Öffentlichkeit vorzuführen.

Lamicel, ein neuer Stoff. Lamicel ist ein aus aufeinanderfolgenden Schichten von regenerierter Zellulose bestehendes Material. Die oberste und die unterste Lage werden von dem bekannten Cellaphan gebildet, zwischen denen sich eine Schicht weißer oder gefärbter Fasern aus Kunstseide, Seide, Baumwolle o. ä. befindet. Wenn Lamicel auch kaum als ein Produkt aus Kunstseide betrachtet werden kann, so steht es diesem doch nahe. Nach dem Verfahren wird ein dünnes Cellaphanblatt mit einer Schicht von Fasern belegt und dann diese losen Fasern mit einem zweiten Cellaphanblatt bedeckt. Lamicel, das von der Lamicel Products Inc. hergestellt wird, wird wie Cellaphan durch den Viskoseprozeß erzeugt und brennt nur schwierig. Da es bedruckt und gefärbt, wie auch durch die eingeschlossenen Fasern mit Farbestoffen versehen werden kann, sind eine unzählige Menge Farben- und Transparenzombinationen möglich. Das neue Material kann auch aus mehr als zwei Schichten fabriziert werden, von denen jede bedruckt und mit besonderen Farben und Mustern gefärbt werden kann, so daß äußerst farbenprächige Effekte, falls gewünscht, erzeugt werden können. Lamicel kommt in Blatt- wie auch in Rollenform — durchsichtig bzw. gefolert — in den Handel, und zwar in Breiten von 1 Millimeter bis 18 Zoll auf Basis des Gewichtes. Die Verwendungsmöglichkeit ist vielseitig: für Modeartikel, Lampenschirme, Zudeckwaren (Verpackungsmaterial vornehmlich), Bücher-einbände u. a. m.

